



Nekmag

Magazin für Kommunikationswissenschaft



INHALT:

- # 02 **Prof. Dr. Dieter Krallmann verstorben**
Ein Nachruf von Prof. Dr. Jens Loenhoff
 - # 04 **Kommunikationswissenschaft in der
hochschuldidaktischen Praxis**
Ein Text von Hendrik Dindas
 - # 07 **Was von der Kowi übrig blieb**
Bringt das Studium wirklich mehr als einen Abschluss?
Fragt sich Christiane Stella Bongertz
 - # 11 **Politprominenz 2.0**
Über politische Kommunikation und diskursive
Machtwirkungen im medialen Zeitalter des Internets
 - # 15 **Live in 140 Zeichen**
Wie Organisationen und Opinion Leader bei
Public Events kommunizieren
 - # 18 **Grüße aus der Hauptstadt**
Professor H. W. Schmitz vor »seinem« Baum
in der Berliner Goltzstraße
 - # 19 **Der klassische »Irgendwas mit Medien«-Ansatz**
NEK-Mitglied Maximilian Krug stellt sich vor
 - # 21 **»Ein Studium soll bilden, nicht ausbilden«**
Lars Gräßer über moderne Pressearbeit, den Nutzen
eines Kowi-Studiums in Essen und den Stellenwert
von Netzwerken
 - # 23 **NEK stellt vor**
Karola Pitsch
 - # 24 **NEK-Lesetipp**
Das Möhrchen-Massaker von Berit Hullmann
- 
- 
- 



Das Institut für Kommunikationswissenschaft
der Universität Duisburg-Essen
trauert um seinen Emeritus

Professor Dr. Dieter Krallmann

der am 19. April 2016 verstorben ist.

Dieter Krallmann war Gründungsprofessor des Instituts.
Das Institut verdankt ihm wichtige Impulse.

**Im Namen aller Angehörigen
und ehemaligen Kollegen des Instituts
Professor Dr. Jens Loenhoff
(Geschäftsführender Direktor)**

**Stellvertretend für die Studierenden
und Absolventen
Netzwerk Essener Kommunikationswissenschaft e. V.**

IN MEMORIAM

PROF. EM. DR. DIETER KRALLMANN

Das Institut für Kommunikationswissenschaft trauert um seinen ehemaligen Kollegen und akademischen Lehrer Professor Dr. Dieter Krallmann. Nach einer Ausbildung zum Toningenieur sowie dem Studium der Musikwissenschaft, der Philosophie, der Allgemeinen Sprachwissenschaft und der Phonetik und Kommunikationsforschung an den Universitäten Düsseldorf und Bonn begann er seine wissenschaftliche Laufbahn als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, an dem er nach seiner dortigen Promotion und Habilitation seit 1971 als wissenschaftlichen Rat und Professor lehrte.

Nach der Leitung von Forschungsprojekten an der Universität Hamburg und der Leitung der Abteilung für ‚Linguistische Datenverarbeitung‘ am Institut für deutsche Sprache in Mannheim nahm Professor Krallmann 1973 den Ruf auf den ersten kommunikationswissenschaftlich ausgerichteten Lehrstuhl an die damals neu gegründete Universität-Gesamthochschule Essen an, den er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2002 inne hatte. Die Einrichtung des Magisterstudiengangs ‚Kommunikationswissenschaft‘, in den sich 1976 die ersten Studierenden einschreiben konnten, wurde maßgeblich durch ihn gestaltet. Seit den frühen 1970er Jahren bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2002 hat er das Fach „Kommunikationswissenschaft“ in seiner konzeptionellen Ausrichtung und Interdisziplinarität nachhaltig geprägt und seine langfristige institutionelle Verankerung ebenso umgesetzt wie seinen weiteren Ausbau in den 1990er Jahren.

Mit Professor Krallmann verliert die Essener Kommunikationswissenschaft einen wissenschaftlich vielseitigen, über die Grenzen der Disziplin gebildeten und für das Fach engagierten Emeritus, dessen unaufdringlicher Umgang ihm Respekt und Sympathie innerhalb der Fakultät einbrachten und zugleich jüngere Mitarbeiter motivierte, eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Das Institut für Kommunikationswissenschaft ist Dieter Krallmann zu Dank verpflichtet und wird ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Prof. Dr. Jens Loenhoff

(Geschäftsführender Direktor)

KOMMUNIKATIONS- WISSENSCHAFT IN DER HOCHSCHULDIDAK- TISCHEN PRAXIS

Text: Henrik Dindas

Auch wenn mich mein Abschluss des Studiums der Kommunikationswissenschaft nicht in einen „typischen“ kommunikationswissenschaftlichen Beruf geführt hat – wenn man in Anbetracht der Breite der potentiellen Möglichkeiten überhaupt von einem „typischen“ Beruf sprechen kann (vgl. Schirrmeister/Schmitz 2006) – so ist die zwischenmenschliche Kommunikation doch ein wesentliches und elementares Themengebiet im Rahmen meiner hochschuldidaktischen Qualifizierungsworkshops von studentischen Tutor*innen. Kein anderes Themenfeld, wie beispielsweise die Einbindung kooperativer Lehr- Lernsettings oder der Umgang mit Gruppendynamischen Prozessen, stößt fachübergreifend auf ein derart starkes Interesse auf Seiten der Studierenden, wie es die zwischenmenschliche Kommunikation vollbringt. Allerdings unterscheiden sich auch bei keinem anderen Thema die Auffassungen und Erfahrungen so stark, wie sie es bei der Erklärung von kommunikativen Vorgängen in Tutorien vollziehen.

In diesem Zusammenhang ist es immer wieder erstaunlich, welches Bild von Kommunikation und dementsprechend, welches kommunikationswissenschaftliche Modell von einer Mehrzahl der Teilnehmenden Studierenden vertreten wird. Nicht selten sprechen studentische Tutor*innen und auch Lehrende von dem noch aus dem Schulunterricht bekannten „Transport-Modell von Nachrichten“, bei dem ein „codiertes Signal“ von einem „Sender“ zu einem „Empfänger“ übertragen wird. Dieses Schema wird dann oftmals benutzt, um zwischenmenschliche Kommunikation abzubilden und damit beispielsweise zu

erklären, warum ein Studierender oder eine Studierende nicht verstanden hat, was der/die Tutor*in gerade erzählt. Eine direkte Übertragung des informationstheoretischen Sender-Empfänger-Modells auf die zwischenmenschliche Kommunikation ist allerdings äußerst bedenklich und in meinen Workshops erarbeite ich daher gemeinsam mit den Studierenden, aus welchen oftmals eng miteinander verbundenen Gründen eine Übertragung des informationstheoretischen Modells auf die zwischenmenschliche Kommunikation zu kritisieren gilt:

Kritik am Informationsmodell

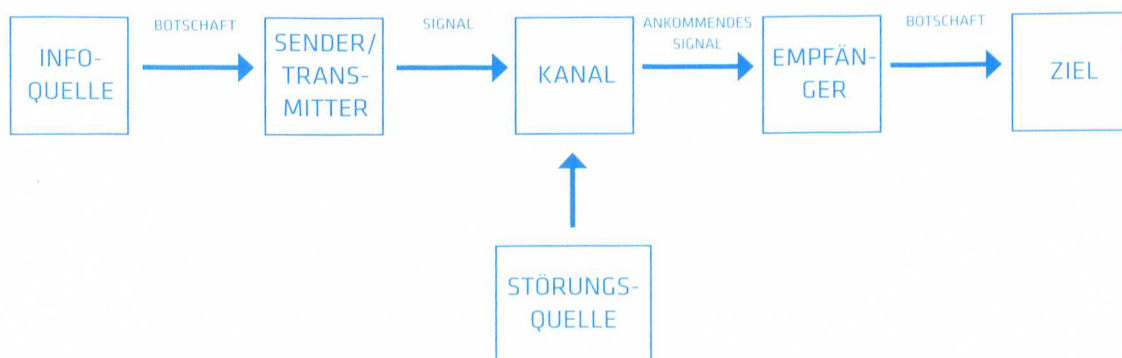
Das Informationsmodell abstrahiert mitunter von der pragmatischen Dimension von Kommunikation. Die Tatsache, dass wir menschlich erschaffene Zeichen (Sprache und Gesten) benutzen, indem wir Informationen übermitteln, mag zwar einen wichtigen Aspekt dieser Handlungen benennen, so kann sie diese als Handlungen unterschiedlichen Typs nicht voneinander differenzieren (vgl. Kannezky 2002: 3). Eine Beschreibung als Informationshandlung fügt nämlich der Charakterisierung des jeweiligen Sprechaktes nichts Neues hinzu, sofern sie für beliebige Sprechakte gelten soll. In dem Informationsmodell spielt somit der Handlungsaspekt menschlicher Kommunikation nur eine untergeordnete Rolle, denn die „Sender“ sind hier nur Leerstellen für Interpretieren von „codierten Signalen“. Der Zweck einer Kommunikationshandlung und damit die Intentionen von Kommunikation werden folglich übersehen, obwohl doch menschliche Handlungen als wesentlich über die mit ihnen verfolgten Intentionen identifiziert werden müssen. Die im Sender-Empfänger-Modell dargestellten Informationshandlungen können nur dann als kommunikative Handlungen verstanden werden, wenn dem

Sender eine entsprechende Intention schon im Vorhinein unterstellt wird, da diese sich aus dem Modell selbst nicht ergeben (vgl. Kannezky 2003: 3). Unter dem Aspekt der Informationsübertragung sind alle Arten des Datenaustausches gleichwertig und damit werden Handlungsintentionen und Beweggründe einer Kommunikationshandlung irrelevant. Mit dieser Erkenntnis führe ich die Studierenden zu dem Schluss, dass Handlungen in Tutorien und damit auch kommunikative Handlungen mit dem Sender-Empfänger-Schema auch nicht abgebildet werden können. Denn das informationstheoretische Sender-Empfänger-Modell vernachlässigt vollständig den Sinn, Inhalt und Zweck der übermittelten Informationen und fokussiert damit ausschließlich die Frage nach den allen Informationsübertragungsprozessen zugrundeliegenden Gesetzmäßigkeiten. Die Möglichkeit eines potentiellen Feedbacks wird zudem nicht illustriert. Somit erweist sich der potentielle Adressat der übermittelten Nachricht, in diesem Fall ein*e Studierende*r als reines Empfangsinstrument in einem auf monodirektionale Übertragung ausgerichteten Modell. Damit entscheidet sich Kommunikation in der Reproduktion einer Nachricht im oder beim Empfänger, was für rein technische Übertragungen wie das Senden eines Fernsehbildes oder das Übermitteln von leitungsgebundenen oder drahtlosen Dienstangeboten gelten mag (vgl. Rau 2013: 60), nicht aber für die zwischenmenschliche Verständigung im Tutorium.

Gedankenwelten und Zeichen

In diesem Zusammenhang stellen die Studierenden oftmals fest, dass sie in ihren Tutorien unhinterfragt ein gemeinsames Zeicheninventar voraussetzen, wie beispiels-

weise eine gemeinsame Fachsprache, innerhalb dessen Tutor*in und Studierende*r kommunizieren. Auch hier erarbeite ich mit den Studierenden mittels der didaktischen Methode des „Archäolog*innen-Kongress“, dass dieser gemeinsame Zeichenvorrat eigentlich nie „so wirklich“ gegeben ist. Spreche ich beispielsweise mit meinem Gegenüber über einen Baum, so benutzen wir vielleicht ein ähnliches Zeicheninventar. In meiner Gedankenwelt wird aber nie dieselbe und nicht einmal eine ähnliche Repräsentation eines Baumes vorhanden sein, wie sie mein Gegenüber in seinem/ihrem Kopf hat. Wir haben uns zwar qua Konvention darauf geeinigt, dass wenn ich in dem Kontext und Hintergrund Europa – Deutschland – Nordrhein-Westfalen – Essen – Universität Duisburg-Essen – Seminar – etc. – den Begriff „Baum“ verwende, mein Gegenüber (vermeintlich) versteht, was ich mit diesem Begriff in ihm auslösen möchte. In unseren beiden Gedankenwelten werden aber nie dieselben Zeichen vorhanden sein. Schon bei dem relativ einfachen Begriff des „Baumes“ können Missverständnisse entstehen. Sage ich beispielsweise, wir treffen uns vor der Universität am „Baum“, sodann kann schon der Fall eintreten, dass wir uns nicht treffen werden, da ich an einem anderen Baum warte, als mein Gegenüber. In meinem Kopf ist es (für mich) ganz klar und eindeutig, dass ich mit dem ausgesprochenen Wort „Baum“ die große Eiche vor der Mensa meine. Für meine*n Kommunikationspartner*in kann es aber auch genauso gut die Weide vor dem Parkplatz oder die Pappel vor der Bibliothek sein. Dieses Beispiel mag auf den ersten Blick banal erscheinen, es verdeutlicht allerdings die potentielle „Fallibilität“ (Ungeheuer 1987: 320), besonders bei komplexeren Sätzen und Kommunikations-handlungen.



Das Informationsmodell nach Shannon und Weaver (1963).

Trotz der zuvor beschriebenen und auch anderer Kritik an einer Auslegung und Vermischung von informationstheoretischen Überlegungen und kommunikationswissenschaftlichen Betrachtungsweisen (vgl. Beck 2006; Eschbach 1980; Krotz 2008; Loenhoff 2010; Müller 1996; Schulz 2009; Strohner 2006; Ungeheuer 1987), ist die Popularität und die Verwendung des informationstheoretischen Sender-Empfänger-Modells im universitären Kontext und in der universitären Lehre noch immer ungebrochen, obwohl es sich bei Shannons und Weavers Entwurf, kommunikativen Störungen zu begegnen, letztlich um ein rein technisch ausgerichtetes Informationsmodell handelt, welches statisch und linear nur die Übermittlung von Informationen beschreibt. Shannon versuchte eigentlich (nur), einen Ansatz zu entwickeln, Ingenieure dabei zu unterstützen, einen möglichst effizienten und einen für Fehler wenig anfälligen Weg zu finden, elektrische Signale von einem Ort zu einem anderen übertragen zu können (vgl. Rau 2013: 60). Shannons Modell sollte vor allem für das Feld der technischen Kommunikation gedacht sein und potentielle Störungen des Kommunikationskanals aufdecken, um mit diesen Informationen eine sichere Verschlüsselung und die Entschlüsselung von Signalen zu gewährleisten, nicht aber auf zwischenmenschliche Kommunikation übertragen werden.

In direktem Bezug zu menschlichen kommunikativen Handlungen und im Kontext einer Studierenden-Tutor*innen-Relation, würde das Informationsmodell eine immer schon gemeinsam geteilte Welttheorie¹, geteilte gleiche Praxen und einen geteilten epistemischen und normativen zueinander bedeutungsgleichen Hintergrund voraussetzen. Diese Vorbedingungen werden bereits dann in Frage gestellt, wenn von den Tutor*innen erkannt wird, dass diese gemeinsame aber nicht minder essentielle Bedingung nicht einfach von Natur aus gegeben ist (vgl. Loenhoff 2010). Da eine der wichtigsten Funktionen von zwischenmenschlicher Kommunikation gerade darin besteht, einen solchen gemeinsamen Rahmen erst zu schaffen oder zu tradieren, veranschaulicht dies nur umso deutlicher die defizitäre Qualität eines auf informationstheoretischen Überlegungen basierenden Sender-Empfänger-Modells in Bezug zur zwischenmenschlichen Kommunikation im Tutorium.

Henrik Dindas, M.A., NEK-Mitglied seit 2011, studierte die Fächer Germanistik und Anglophone Studies im Bachelor-Studiengang und Kommunikationswissenschaft im Master-Studiengang an der Universität Duisburg-Essen. Er lehrte im Anschluss an das Studium am College of William and Mary in Williamsburg, Virginia (USA), das Fach Germanistik. Seit 2012 ist Henrik Dindas wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung und hat zu dem Thema „Vom Gelingen und Scheitern zwischenmenschlicher Kommunikation“ an der Universität Duisburg-Essen promoviert.

Literatur:

- Kannetzky, Frank: Dilemmata der Kommunikationstheorie. In: Siebel, M.: Kommunikatives Verstehen. Leipzig, 2002.
- Loenhoff, Jens: Nur dem, der das Glück verachtet, wird Erkenntnis. Online-Rezension in rezenationen:kommunikation:medien. 16.02.2010, abrufbar unter <http://www.rkm-journal.de/archives/1865> [zuletzt abgerufen am 31.03.2016].
- Rau, Harald: Einladung zur Kommunikationswissenschaft. Baden-Baden, 2013.
- Schirrmeister, Claudia/Schmitz, H. Walter: Was soll nur aus dir einmal werden... Berufsfelder und Perspektiven für Absolventen der Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen. Aachen, 2006.
- Ungeheuer, Gerold: Kommunikationstheoretische Schriften I: Sprechen, Mitteilen, Verstehen. Aachener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung. Aachen, 1987.

¹ Der Begriff „individuelle Welttheorie“ basiert auf den Ausführungen Gerold Ungeheuers (2007): „Ich spreche von Theorien individueller Welt, weil diese [...] die Funktion haben, Erfahrungen zu erklären.“

WAS VON DER KOWI ÜBRIG BLIEB

Bringt das Kowi-Studium wirklich mehr als nur den Abschluss? Und wenn ja, was eigentlich genau? Der Versuch einer individuellen Antwort auf eine sehr individuelle Frage.

Text: Christiane Stella Bongertz

„Hast du eigentlich noch Kontakt zur KoWi-Thematik? Mir kommt das gerade vor wie aus einem anderen Leben“, schrieb mir ein Freund und früherer Kommilitone vor ein paar Tagen via Facebook. Wir hatten uns einst im Seminar „Logische Propädeutik – Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten“ von Prof. Walter Schmitz im Sommersemester 1991 kennengelernt und festgestellt, dass wir nicht nur sehr ähnlich hießen, sondern beide auch noch aus derselben Stadt kamen und die gleiche Fächerkombination belegt hatten (Kommunikationswissenschaft, Kunstwissenschaft, Germanistik).

Kowi-Studium für die Katz?

Christian brachte mich mit seine Frage kurz ins Grübeln. Er hatte damals ein Tonstudio gegründet und irgendwann nach der Zwischenprüfung das Studium abgebrochen. Ich habe weitergemacht und nach dem Masterabschluss als Journalistin gearbeitet. Ein KoWi-Studium hätte ich dafür nicht zwingend gebraucht, mein Chef in der Redaktion eines Magazins in Hamburg war bekennender Studienabbrecher und fand Abschlüsse völlig überbewertet. Für ihn zählte, wie man schrieb und ich hatte den Job als Kultur-Redakteurin bekommen, weil ich in einem Praktikum überzeugt hatte.

War das Studium also für die Katz, weil keiner danach gefragt hat? Keineswegs. Ich habe ja auch nicht nur deswegen Autofahren gelernt, damit ich einen Führerschein präsentieren kann, sollte ich mal in eine Verkehrskontrolle geraten. Auch im Studium der Kommunikationswissenschaft habe ich vieles gelernt, was sich im Berufsalltag und auch sonst heute als

praktisch erweist. Aber genauso, wie es einem in Fleisch und Blut übergeht, Kupplung und Bremspedal zu bedienen, kommt es einem irgendwann gar nicht mehr zu Bewusstsein, wie sehr die Auseinandersetzung mit KoWi den Blick auf die Welt und den Umgang mit der eigenen Lebenswirklichkeit beeinflusst hat und es immer noch tut.

Verfangen im Netz

Ich hatte zum Beispiel kürzlich den Auftrag, für die Zeitschrift ELTERN einen Artikel darüber zu schreiben, was Babys eigentlich so sehen. Und las bei der Erstrecherche im Netz immer wieder, ein Fötus im Mutterleib nehme seine Umgebung in zarten Violett- und Rosatönen wahr. Hebammen und Mamablogger schreiben das zum Beispiel gerne. Klingt ja auch erst mal ganz logisch, man kann es sich mit ein bisschen Phantasie gut vorstellen. Trotzdem ist diese Behauptung – wie ich in späteren Phasen der Recherche feststellte – leider falsch.

Das ist das Problem im Netz: Es macht zwar auch Informationen zugänglich, für die man früher in Bibliotheken

»Die Auseinandersetzung mit Kowi beeinflusst den Blick auf die Welt und den Umgang mit der eigenen Lebenswirklichkeit«

Fachzeitschriften wälzen oder Experten anrufen musste, aber fachlich Richtiges geht oft unter in einem Wust aus – wie in diesem Fall – mit Vermutungen angereichertem Halbwissen. Ich sage „fachlich Richtiges“ übrigens unter Vorbehalt, als KoWi steht man dem Erkenntnisgewinn sämtlicher Wissenschaften ja ebenfalls automatisch kritisch gegenüber. Einfach, weil man sich bewusster darüber ist, dass bereits jede Fragestellung im Rahmen einer Theorie bereits die Wirklichkeit ordnet, formt und damit herstellt.

Im Netz stößt man zu jedem Thema auf verwirrenden Mengen von Texten. Zum Beispiel auf Blogs, Artikel auf Startseite von Webmaildiensten, findet vielleicht ein Häppchen Info bei Wikipedia und irgendwer hat immer seinen Senf bei Wer-weiß-was, Gute Frage oder in irgendeinem Forum zum Thema gegeben. Manchmal widerspricht sich, was da aus den Tiefen des Webs hervorquillt und wenn man genau hinguckt, ahnt man, dass oft der eine vom anderen abschreibt. Manche geben sich dabei nicht mal viel Mühe, häufig sind sogar die Formulierungen gleich.

Das steht da – also stimmt es auch?

Wir alle kennen noch die Regel „Ich habe es Schwarz auf Weiß“ – was mal bedeutete, dass man es mit verlässlicher Information zu tun hatte. Sie stammt aus einer noch gar nicht so allzu lange vergangenen Zeit, als medial Veröffentlichtes gleichbedeutend war mit Gedrucktem und damit automatisch auch mit Geprüftem und für wahr und richtig Befundenem. Einfach, weil zwischen die bloße Verschriftlichung und den Druck immer (und nicht nur manchmal) noch jede Menge prüfende kritische Instanzen geschaltet waren: Zunächst ging der Text in vielen Fällen an eine Fakten prüfende Dokumentationsabteilung, dann schaute der Ressortleiter über den Text, anschließend Chefredakteur und Textchef, schließlich die Schlussredaktion und unmittelbar vor dem Druck dann noch ein weiteres Mal Textchef und Chefredakteur. So läuft das in seriösen Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen – und meist auch deren Online-Redaktionen – immer noch. Im Netz wird aber ebenso oft gar nicht oder kaum irgendwas von weiteren Instanzen kontrolliert, trotzdem spukt das „Ich habe es Schwarz auf Weiß“ insgeheim noch in den Köpfen herum: Das steht da, also stimmt es auch.

Die entscheidenden Fragen:

Wer verfasst wo was warum?

Nicht nur, weil alle und jeder – mit und ohne Hintergedanken – heute ein Blog oder einen Text in einem sozialen Netzwerk veröffentlichen kann. Viele Menschen, die



»Irgendwer hat
immer seinen Senf
bei Wer-weiß-was,
Gute Frage oder
irgendeinem
Forum zum Thema
abgegeben«

im Netz „Inhalte“ bereitstellen, , wie es so schön heißt, haben auch gar nicht die verlässliche, objektive und geprüfte Information (ich benutze hier übrigens den Begriff „Information“ in seiner umgangssprachlichen Bedeutung) ihrer Leser im Sinn, wie es bei klassischen Medien der Fall ist (okay: idealerweise sein sollte). Stattdessen pflücken sie sich ihren Content mit möglichst wenig Aufwand meist schnell selbst irgendwo im Netz zusammen. Etwa, weil sie sich Domains mit Namen wie „Knieproblem“ oder „Perücke“ gesichert haben und diese nun füllen, um darauf Anzeigen schalten zu können. Oder weil sie die Seiten einer Supermarktkette betreuen und mal schnell launige Texte um die Produkthinweise scharen sollen. Oder weil sie, damit bin ich zurück bei meinem Artikel, eine Hebammenpraxis betreiben und den Webauftritt selbiger mit ein paar einigermaßen fachlichen Artikeln aufpeppen möchten, sich aber nicht nur auf ihr Wissen, sondern bei mancher Info auch aufs – haha – Bauchgefühl oder eben auf Tante Google verlassen.

Oft geht es bei diesem bloßen Füllen von Seiten nach dem Motto: Wenn ich oft genug die gleiche Info lese, wird das wohl stimmen, also nehme ich das mal. Und so wächst der Haufen ungefähr gleiches behauptender Texte ein weiteres Mal. Bis der nächste Googlesurfer kommt, guckt und denkt: So viele andere können nicht irren – und schreibt noch mal ab. Und so weiter und so fort. Ganz unabhängig davon, ob das stimmt, was da abgeschrieben wird oder nicht.

Was Musiker und Kowis gemeinsam haben

Vorsichtig mit kann und sollte man selbstverständlich auch ohne KoWi-Studium sein. Aber wenn man sich so anschaut, welche dubiosen Quellen z. B. in sozialen Netzwerken oft völlig unkritisch als „Beleg“ für irgendeine These oder einen vermeintlichen Sachverhalt herangezogen werden, darf man sich fragen, wie weit es mit der allgemeinen Medienkompetenz eigentlich her ist. Als Kommunikationswissenschaftler hat man da einen Vorsprung und hört die Nachtigallen deutlicher trapsen. Weil man einen anderen Blick auf Medien hat. So wie ein Musiker in Songs im Radio auch viel mehr hört als ein Durchschnittshörer, sieht man als KoWi (nicht nur) die Medienlandschaft eher in ihren Einzelteilen statt als Ganzes. Das Studium ist in meinem Fall schon eine ganze Weile her, trotzdem erkenne oder ahne ich Mechanismen, Relationen, Funktionen, Systeme, blinde Flecken.

»Der unbegründetste Schwachsinn kann sich in den einzelnen Lebenswirklichkeiten festfressen«

Dass eine Behauptung nicht unbedingt verlässlicher wird, wenn man sie immer wieder abschreibt oder bei Facebook und Konsorten teilt, kann sich ja eigentlich jeder denken, aber ein KoWi hat im Normalfall gelernt, warum das potenziell verheerend ist: So entsteht nach und nach stabile Wirklichkeit (das weiß ein Psychologe zwar auch, aber dessen Blickwinkel ist wieder etwas anders). Der unbegründetste Schwachsinn kann, wenn er nur oft genug behauptet und von Menschen weitergegeben wird, sich in den einzelnen Lebenswirklichkeiten festfressen und zu einer Art kommunikativ erzeugten Tumor anwachsen. Nicht immer einem gutartigen, wie manche Entwicklung der jüngsten Zeit zeigt. Es ist das Grundprinzip, auf dem sich Realitäten gründen: Wirklichkeit wird wirklich(er), indem und weil man sie mit anderen teilt (oder von mir aus *shared*). Schütz lässt hier zum Beispiel grüßen, Garfinkel sogar ganz herzlich.

Doch zurück zu meinem Text. Wenn ich mich aufs Netz und aufs zweifelhafte Oft-Gelesenes-muss-wahr-sein-Prinzip verlassen hätte, hätte die Behauptung, dass schon Föten die Welt in Rosa- und Violettönen betrachten, auch zum Teil meiner eigenen Wirklichkeit des als „wahr“ Wahrgenommenen werden. Heißt: Dann hätte ich selbiges in meinem Artikel geschrieben und so weiter multipliziert. Das Problem: Zwar würde ein Erwachsener oder ein Kind über sechs Monaten die Umgebung in der Gebärmutter in zarten Violett- und Rosatönen wahrnehmen – sofern er oder sie sich denn nun dort umsehen könnte. Ein Fötus ist zu einer solchen Farbwahrnehmung aber rein physiologisch nicht in der Lage, weil seine Netzhaut noch nicht ausgereift ist. Speziell die für die Farbwahrnehmung wichtigen Zapfen sind noch nicht so weit, irgendwelche zarten Farbnuancen zu verarbeiten. Wo im Netz ich diese Info schließlich gefunden habe? Nirgendwo. Ich habe das Googeln nur dazu genutzt, einen ersten Überblick übers Thema zu bekommen und um dann herauszufinden, welche



Christiane Stella Bongertz, NEK-Mitglied seit 2001, hat ihr KoWi-Studium 1997 abgeschlossen und arbeitet seitdem als Journalistin, Autorin, Ghostwriter und Co-Autorin. Nicht nur bei der Recherche für ihre Artikel hilft ihr die KoWi. Als Co-Autorin des Hypnotiseurs Jan Becker – unter anderem beim SPIEGEL-Bestseller „Du kannst schaffen was du willst“ (Piper, 2015) – konnte sie sich bei bisher vier Büchern mit dem Thema Wirklichkeitskonstruktion von einer psychologischen Warte aus auseinandersetzen, die die kommunikationswissenschaftliche wunderbar ergänzt: Hypnose ist nichts anderes als gezielte, individuelle Wirklichkeitskonstruktion. Christiane Stella Bongertz lebt in Schweden. Wie sie dort gelandet ist, können Interessierte im Buch „Verliebt in Schweden – eine Geschichte ohne Elch, aber mit Herz“ (Lübbe, 2013) nachlesen.

Wissenschaftler zur frühkindlichen Kognition forschen. Ich habe dann mit drei Entwicklungspsychologen gesprochen, Fachliteratur und Studienergebnisse gelesen. Letzteres zwar teilweise auch online, aber gezielt gesucht und gefunden.

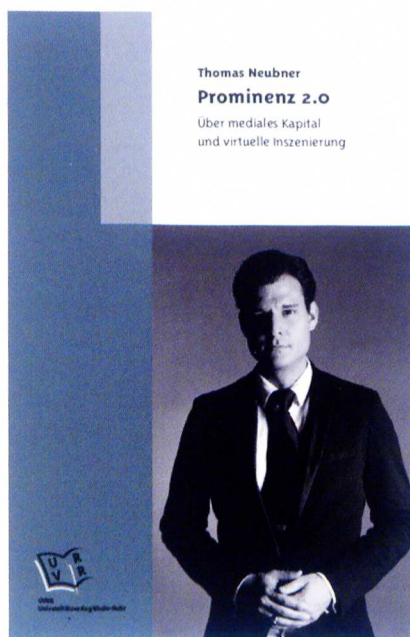
Kowi als Navi durchs Leben

Es klingt vielleicht profan, aber so wie mich meine einstigen Fahrstunden befähigt haben, mich mit einem Auto unfallfrei durch den Straßenverkehr zu bewegen, hilft mein KoWi-Studium, souveräner durch die Welt zu navigieren. Beruflich und privat. Informationsfluten zu zu filtern und zu ihren Quellen zurückzuverfolgen statt darin halb zu ertrinken. Kritische Fragen zu stellen. Die Relativität und Kontextualität von Wirklichkeit zu begreifen und meine Verantwortung bei meinem medialen Beitrag zu ihrer Konstruktion – der Wirklichkeitskonstruktion jedes einzelnen meiner Leser – ernst zu nehmen. KoWi hilft mir aber auch, deutlicher zu erkennen, dass ich, wenn das Kommunikationsmedium eines Systems oder Untersystems Geld ist, ich nicht erwarten sollte, dass man dort beispielsweise die Gesundheit und das Wohlergehen der Bevölkerung im Sinn hat – überhaupt haben kann. Da ist es ganz egal, was in blumigen Worten drumherum von Politikern geäußert wird – zum Beispiel zu geplanten Handelsabkommen – die sich wiederum des Kommunikationsmediums Macht bedienen. Wenn ich so drüber nachdenke: Eigentlich sollte KoWi ein Schulfach sein – ab Klasse eins.

Die Frage, ob ich noch in Berührung bin mit dem, was ich einst in der Essener KoWi gelernt habe, kann ich also nur mit „ja“ beantworten. Und ich möchte wetten, dass auch mein früherer Studienkollege Christian noch etwas vom Studium „hat“ – aber vielleicht ohne es zu merken. Schließlich sucht jeder irgendwann mal im Netz nach verlässlicher Information. Gerade sucht Christian zum Beispiel „in den Ebay-Kleinanzeigen nach einem gebrauchten Steuergerät für einen Audi A4 2.0 TDI“, weil seines kaputt gegangen ist. Okay, wenn ich so drüber nachdenke: Vielleicht braucht man dafür nicht wirklich eine KoWi-Ausbildung. Dennoch: Aus dem Seminar der „Logischen Propädeutik“, das damals in einem völlig überfüllten, fensterlosen Seminarraum in R12 stattfand, hat Christian garantiert noch eines mitgenommen. Eine Weisheit, von der auch ich heute noch zehre. Nämlich das Wissen, wann es Zeit ist, mal Fünfe gerade sein zu lassen, denn Schreibtisch zu verlassen und eine Kaffeepause zu machen. Zum Beispiel jetzt.

POLITPROMINENZ 2.0: ÜBER POLITISCHE KOMMUNIKATION UND DISKURSIVE MACHTWIRKUNGEN IM MEDIALEN ZEITALTER DES INTERNETS.

Wer sich als politischer Akteur einer virtuellen Inszenierung verschreibt, zeigt sich nicht allein medienkompetent im Hinblick auf die Nutzung Sozialer Netzwerke. Er weiß vielmehr auch um die identitätspoetische Perspektive, die mit diesen einhergeht und erweitert seine Darstellung über die politische Bühne hinaus, um Aufmerksamkeit nicht ausschließlich für seine öffentliche Rolle, sondern primär seine reale Person – seinen Markennamen als Politiker – zu akkumulieren und zu etablieren. Im politischen Theater tritt er förmlich diskret hinter seine Rolle zurück: Sein prominenter Name erscheint wohl als Garant für eine Inszenierung politischer Couleure, im Kern geht es ihm auf der Bühne des Cyberspace jedoch um die Darstellung eines realen Charakters mit politischen Attributen. Diese Figur ist bereits durch die mediale Berichterstattung mit politischer Poesie aufgeladen, innerhalb derer er über seine physische Präsenz hinaus eine mediale Position einnimmt und indem er der Immaterialität einer politischen Idee stets auch einen Körper verleiht, durch den die politische Aussage auf die Rezipienten transzendiert. Sein Anspruch an eine Akkumulation von Aufmerksamkeit wird sich dabei – insofern er für die Rolle des politischen Akteurs aufrichtig darstellend lebt – eng an die Deskription eines bereits diskursiv verankerten Charaktermodells halten, dessen mediale Repräsentation er über eine Form der Physis erst ermöglicht. Dieser Körper ist zugleich Träger eines politischen Codes als auch singuläre Manifestati-



»Wer als politischer Akteur im Kreuzfeuer der Kommentare bestehen will, muss um die Besonderheiten digitaler Dispositive wissen«

on eines übergeordneten Wertemodells, skaliert auf einer imaginären Achse zwischen links, rechts und einer neutral-gemäßigten Mitte.

In der medialen Inszenierung zeigt sich ein primär politisches Bestreben darin, sich gänzlich oder zumindest in Teilen einem Parteicharakter unterzuordnen. Hier steht die politische Aussage genuin vor dem Körper als aus dem Körper diffundierend, der allein als Medium fungiert und die politische Entscheidung einer Mehrheit in sprachliche Aussagen codiert. Der politische Akteur erscheint unter dieser Prämisse als vor der medialen Inszenierung entkoppelt und lebt erst in ihrem Vorfeld oder Nachgang als Person des öffentlichen Lebens auf, indem Journalisten über ihn und die Qualität seiner politischen Präsenz publizieren. Das mediale Theater schafft damit einen inszenatorischen Effekt, der politischem Akteur und politischem Code gleichermaßen eingeschrieben ist. Mit der Hinwendung zum virtuellen Raum des Internets erweitert sich auch der Raum für politische Inszenierung: Die mediale Präsentationsfläche in Onlinemedien und die Positionierung in Sozialen Netzwerken im Speziellen als virtuelle Orte, auf denen sich die Darstellung nicht nach festgelegten Regeln vollzieht, sondern sich über Kommentarfunktionen und Teilungsoptionen dialogisch gestaltet. Form und Funktion einer virtuellen Inszenierung divergieren von jenen der realweltlich-politischen Bühne, wenn im Kontrast zur politischen Charakterrolle und ihrer Metadaten, die sich durch die Physis des Politikers erst in realita manifestieren, im virtuellen Feld primär das Interesse in der Akkumulation von Aufmerksamkeit liegt. Der Politiker spricht von sich, er teilt sich mit; Textbeiträge ebenso wie visuelle Kommunikate in Form von Fotos und Videostreams werden zu Trägern seiner virtuellen Identitätspoesie. Aufmerksamkeit erscheint in dieser Szenerie als ein immaterielles Kapital, dessen akkumulierte Größe sich über die Anzahl an Likes, Klicks und Kommentaren derer beziffern lässt, die aktiv darüber sprechen. Nun ist die virtuelle Inszenierung nicht ausschließlich auf visuelle Kommunikate beschränkt, wenn sprachliche Zeichen ihren Einzug in die mediale Präsentation halten. Politische Kommunikation im virtuellen Feld braucht die Verwendung von Metaphern

ebenso wie das Instrumentarium kollektiver Symbolik zur Reduktion komplexer politischer Zusammenhänge mehr noch als in klassischen Printmedien, weil sie das Bindeglied zwischen den Diskursen sind. Wer als Politiker im öffentlichen Interesse steht, weiß um die diskursive Macht seiner Worte und spielt diese medienkompetent auch im virtuellen Raum aus, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. Das mediale Kapital, das sich aus ihrer Akkumulation auf virtuellen Präsentationsflächen generiert, zahlt positiv wie negativ ein auf die Reputation als Person des öffentlichen Lebens und entscheidet maßgeblich über die Akzeptanz nicht nur einer singulären politischen Aussage, sondern eben auch jener des Körpers, der sie trifft.

»Wer als politischer Akteur im Kreuzfeuer der Kommentare bestehen will, muss um die Besonderheiten digitaler Dispositive wissen«

»Die EU-Außengrenzen müssen wieder sicher werden«, konstatiert Sigmar Gabriel zur aktuellen Flüchtlingsdiskussion und eröffnet damit nicht ausschließlich einen Diskurs um territoriale Beschränkungen. Die Symbolik





seiner Aussage über ein diskursives Außen wirkt in zweifacher Weise machtbildend auf die mediale Berichterstattung ein: Sie grenzt semantisch die Europäische Union von etwas ab, was sich außerhalb befindet, denn ein äußerer grenzloser Raum impliziert zugleich auch immer ein definiertes begrenztes Innen. In diesem Innen leben EU-Bürger, die durch eine Form des internationalen Vertrags als miteinander verbunden erscheinen. Die Metaphorik des Außen grenzt nun – im wahrsten Wortsinne der »Grenze« – dieses Innen von einer Umwelt ab, die diskursiv als potentiell gefährlich gekennzeichnet ist und im Einwanderungsdiskurs mit einer Form der Subversivität gekoppelt wird, etwa in Gestalt einer nicht registrierten heterogenen Masse, die emergent ins »Europäische Haus« einzudringen versucht. Wer sich politisch in der Diskussion positioniert, knüpft an exakt diesen Denkmustern an, indem er sich des Instrumentariums der kollektiven Symbolik bedient. Der politisch Kommunizierende – hier Gabriel – erschafft so Bilder, die Sehnsüchte und Ängste gleichermaßen ansprechen und diskursiv Machtwirkungen freisetzen.

Im virtuellen Raum des Internets erscheint diese Machtwirkung gleichwohl größer als über die klassischen Medienkanäle, weil die unmittelbare Partizipation am Diskurs über die Möglichkeiten der Sozialen Netzwerke gegeben ist. Auf diese Weise reproduzieren sich nicht allein Stereotype über diskursive Teilungsprozesse, sondern werden aus dem Kontext heraus akzentuiert.

»Nirgendwo generiert sich Reputation derzeit – positiv wie negativ – so rasant und nachhaltig, wie über die Präsentationsflächen der Sozialen Netzwerke«

Im virtuellen Feld ist die territoriale Begrenzung faktisch aufgehoben. Gleichwohl existiert zumindest eine Abwandlung der Imaginativen Geographie, die das Eigene vom Anderen vermeintlich Fremden und zuweilen gar Bedrohlichen semiotisch abzugrenzen versucht. Jenes Othering manifestiert sich in Sozialen Netzwerken sowohl visuell in der Gestaltung des eigenen Profils als auch semantisch auf Ebene der Diskussionsbeiträge. So zeigt sich das virtuelle Alter-Ego mitunter hochpolitisch: Von Profilbildern mit identitätsstiftender kollektiver Symbolik über

»Nirgendwo generiert sich Reputation
derzeit – positiv wie negativ – so
rasant und nachhaltig, wie über die
Präsentationsflächen der Sozialen
Netzwerke«

einschlägige Chronikpostings mit anonymisierten Profilenames hin zu eindeutig politisch konnotierten Beiträgen, auf die der politische Akteur in adäquater Weise reagieren muss. Politische Kommunikation im Social Web beginnt immer dort, wo die Reduktion von Komplexität in der Darstellung politischer Prozesse auf eine disperse Öffentlichkeit trifft und über die Mechanismen eines medialen Kapitalismus in kommentierender, likender und teilender Funktion diskursiv Machtwirkungen freisetzt. Sie lebt von der öffentlichen Darstellung von Denkpositionen als ein immaterielles Kapital und reduziert die Komplexität von Entscheidungsprozessen auf eine allgemein verständliche Form. Politprominenz hingegen basiert nicht allein auf Immaterialität, sondern braucht den physischen Körper, um medial manifest zu werden. Der politische Akteur sollte daher virtuelle Präsentationsflächen auch dazu nutzen, über die eigene politische Tätigkeit hinaus seine Person zu narrativieren. Sympathie speist sich hier insbesondere aus kommunikativem Understatement und eben nicht einer Forcierung von (Netz-)Prominenz rein über die Darstellung auf der eigenen (politischen) Bühne. Aus diesem Grund ist der Politiker dazu angehalten, möglichst persönliche Einblicke zu gewähren – etwa durch private Fotos, Videos aus dem Alltag und Reaktionen auf aktuelle gesellschaftliche Ereignisse, gepaart mit der Inszenierung von karikativer Arbeit und sozialem Engagement. Um als eigenständiger Akteur ernst genommen zu werden, muss aus der virtuellen Inszenierung deutlich hervor gehen, wo die Grenze zwischen politischer Tätigkeit, öffentlichem Rollenbild und faktischer Identität liegt. Die Akkumulation von Aufmerksamkeit über die Dispositive der Neuen Medien bildet dabei das mediale Kapital aus: Eine für den politischen Akteur zunächst rein immaterielle Form der Währung, die sich über positive Wahlergebnisse und monetär vergütete Spitzenpositionen zurück in die Materialität transformiert.

Thomas Neubner, NEK-Mitglied seit 2007, ist Kommunikationswissenschaftler und Germanist. In seinem aktuellen Buchtitel »Prominenz 2.0.« zeigt er auf, wie sich das Bild des prominenten Akteurs mit dem Aufkommen der neuen Medien – Online-Kommunikation durch Social Media im Speziellen – verändert hat und wie in Zeiten flüchtiger Kommunikation eine mediale Nachhaltigkeit geschaffen werden kann.

Neubner, Thomas (2015): Prominenz 2.0. Über mediales Kapital und virtuelle Inszenierung. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr. ISBN/EAN: 9783956050022.

»Das Buch gibt zweifellos wichtige Impulse für die kommunikationswissenschaftliche Beschreibung einer neuen Form von Prominenz, der Netzprominenz, aber es ist auch für jene Praktiker oder Selbstvermarkter hilfreich, die andere oder sich selbst zu Netzprominenten machen wollen.« - Jo Reichertz

LIVE IN 140 ZEICHEN

*Wie Organisationen und
Opinion Leader bei Public Events
kommunizieren*

Text: Caroline Boretzki

Die anfängliche Ein-Weg-Kommunikation der traditionellen Medien wird inzwischen mit dem Aufkommen des Web 2.0 durch eine Zwei-Weg-Kommunikation abgelöst. Mit Hilfe von Social Media gibt es mehr Verbindungen und Kollaborationen sowie einen kommunikativen Austausch zwischen Organisationen und Einzelpersonen. Soziale Netzwerke wie die Microblogging-Plattform Twitter finden sich immer häufiger in verschiedenen Kontexten in Bezug auf reale Ereignisse.

Twitter wird von Individuen sowie Organisationen, vor allem aber von Behörden für das Krisenmanagement eingesetzt, um beispielsweise während Naturkatastrophen und anderen Krisenereignissen Informationen zu verbreiten. Aufgrund der Tatsache, dass Nachrichten in Echtzeit aktualisiert werden können, ist es mit Hilfe von Microblogs wie Twitter einfacher denn je, das öffentliche Bewusstsein für die aktuelle Situation zu schärfen.

In der vorliegenden Studie wurden die Kommunikationscharakteristika von Organisationen und Opinion Leader auf Twitter während des ersten Mai-Feiertags qualitativ evaluiert. Der Grund für die Wahl dieses Tages besteht darin, dass es zu diesem Datum zu sozialen Massenbewegungen kommt. Diese politischen öffentlichen Events können extreme, krisenhafte Züge annehmen. In der Vergangenheit kam es häufig zu Ausschreitungen, welche auch in der Online-Welt publik wurden.

Die Basis.

Die vier Modelle der Öffentlichkeitsarbeit nach Grunig und Hunt (1984) dienen im Forschungsvorhaben als zentraler Teil des methodischen Rahmens. Ein- und Zwei-Weg-Kommunikation werden jeweils in symmetrisch und asymmetrisch unterteilt.

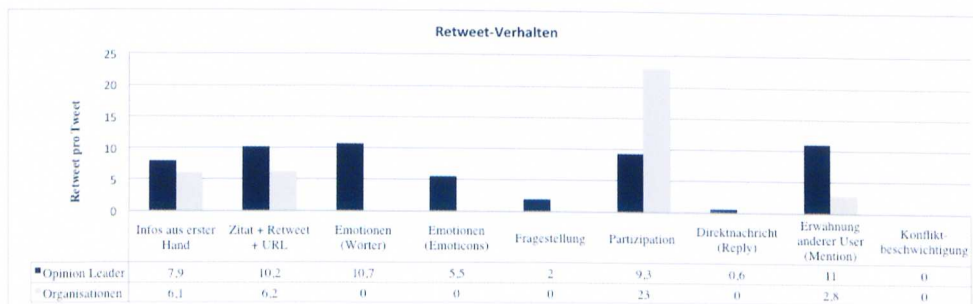
asymmetrische Ein-Weg-Kommunikation: hierbei wird beabsichtigt, Aufmerksamkeit und öffentliches Interesse zu erhalten sowie die Rezipienten von einer Idee zu überzeugen; es geht nicht die um die objektive Vermittlung von Informationen, sondern um Überzeugung oder Manipulation
symmetrische Ein-Weg-Kommunikation: hierbei geht es darum, akkurate, objektive Informationen und Materialien zu sammeln und zu veröffentlichen

asymmetrische Zwei-Weg-Kommunikation: Kommunikatoren sind gewillt Feedback und Antworten auf Fragen zu erhalten

symmetrische Zwei-Weg-Kommunikation: ausgewogene Dialoge zwischen Organisationen und ihren Zielgruppen
Ins Zentrum der Studie rücken die Fragen ...

Inwieweit unterscheidet sich der Kommunikationscharakter von Organisationen und Opinion Leader auf Twitter während eines Public Events?

Welche Kommunikationscharakteristika beeinflussen das Retweet-Verhalten von Twitter-Usern?



Die Vorgehensweise.

Mit Hilfe der vier Modelle der Öffentlichkeitsarbeit von Grunig und Hunt (1984) wurden Tweets, die im Rahmen des ersten Mai (Tags: *1Mai*, *1. Mai*, *ersterMai*, *1mai_nazifrei* and *Tag_der_arbeit*) getrackt und gefiltert wurden, auf qualitative Weise kodiert und analysiert.

Die Erkenntnisse.

Die durchgeführte Studie bringt Einblicke in das Kommunikationsverhalten von Organisationen und Opinion Leader. Sowohl Organisationen als auch Opinion Leader bedienen sich im Kontext des Public Events erster Mai überwiegend der Ein-Weg-Kommunikation. Obwohl die Zwei-Weg-Kommunikation ein höheres Retweet-Verhalten auslöst, wird Twitter in diesem Kontext weiterhin als klassisches einseitiges Broadcaster-Medium verwendet. Dadurch obliegt die Kommunikationskontrolle weiterhin den Hauptakteuren und kann nur wenig durch andere User beeinflusst werden. Jedoch scheint Twitter ebenfalls ein geeignetes Werkzeug zu sein, um Informationen durch Partizipation im Kontext des ersten Mai zu verbreiten.

Je nachdem, welche Informationen benötigt werden, gilt es, sich an verschiedene Akteure zu wenden. Nur die Polizei Berlin stellt beispielsweise Informationen über die Verkehrslage, mögliche Engpässe und weiteren Faktoren, die zu Chaos führen könnten, bereit. Parteien und Gewerkschaften sind eher darauf bedacht in eigener Sache Promotion zu betreiben. Opinion Leader greifen hauptsächlich auf die Verbreitung der eigenen Meinung und Augenzeugenberichten zurück.

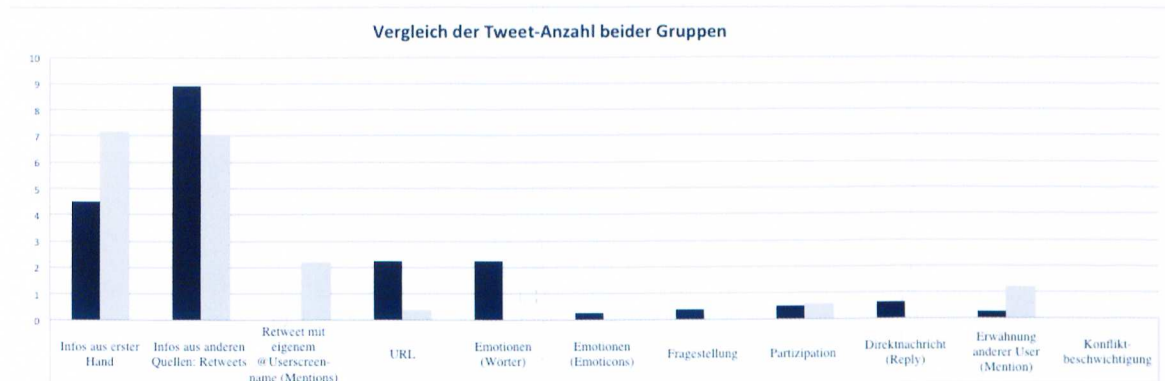
Die Ergebnisse zeigen, dass sich die Kommunikation von Opinion Leader und Organisationen nur in Teilen un-

terscheidet. Bezüglich des Retweet-Verhaltens fällt auf, dass besonders die Partizipation als Zwei-Weg-Kommunikation besonders häufig retweetet wurde und damit die Frage aufwirft, ob Twitter weiterhin als unidirektionales Broadcastermedium gesehen werden sollte.

Die Essenz.

Diese Studie analysiert zum ersten Mal die Kommunikation mehrerer aktiver Akteure im Kontext des Public Events erster Mai. Gleichzeitig wird dies modellgeleitet durchgeführt, um die Inhaltsanalyse anhand einer vorgegebenen Struktur einfach und verständlich ausführen zu können. In dem Zusammenhang wurde der Kommunikationscharakter von Organisationen im Vergleich mit der Kommunikation von Opinion Leader bisher nicht untersucht. Auch ist diese Studie die erste, die im Zusammenhang der verschiedenen Kommunikationscharakteristika zusätzlich untersucht, inwiefern diese das Retweet-Verhalten beeinflussen können.

Abhängig von der eigentlichen Intention der Kommunikation von politischen Organisationen oder politischen Akteuren ergeben sich unterschiedliche Implikationen. Soll ein politisches Event wie der erste Mai dafür genutzt werden, eine eigene Kampagne oder den eigenen Ruf in den Fokus der Kommunikation zu setzen, kann dies vor allem durch Miteinbezug der User stattfinden. Auch das Ziel der schnellen und weitreichenden Verbreitung von Inhalt kann laut den vorliegenden Ergebnissen vor allem durch Partizipation der User begünstigt werden. Organisationen sollten demnach die Rolle des Mediums Twitter noch einmal überdenken und es weniger als reines Broadcaster-Medium betrachten, sondern vielmehr als Austauschmedium, innerhalb dessen man ähnlich wie in



anderen sozialen Netzwerken verstärkt mit der Anhängerschaft in Kontakt tritt. In diesem Sinne sollte die Kommunikationsrichtung stärker auf den zweiseitigen Austausch gelegt werden. Hier ist es nicht unbedingt erforderlich, dies durch vermehrte Fragestellungen oder vermehrtem Antworten auf etwaige Fragen umzusetzen. Der Einsatz der Mention-Funktion und die Förderung der Partizipation kann ebenfalls durch die Aufforderungen umgesetzt werden, Bilder von Situationen aufzunehmen, die im Kontext mit dem Event oder der Organisation stehen und diese dann zu teilen. Auch so manifestiert sich eine bidirektionale Kommunikation ohne einen viel größeren Aufwand betreiben zu müssen.

Darüber hinaus wäre es zukünftig von Vorteil, das Modell auch auf andere Kanäle innerhalb der sozialen Medien anzuwenden. Zwar ist anzunehmen, dass viel der Krisenkommunikation hauptsächlich über Twitter stattfindet auf Grund des schnell verbreitenden Charakters dieser Plattform, doch sollten andere Plattformen wie Facebook ebenfalls berücksichtigt werden. Da Facebook vom Prinzip her zwar ähnlich, jedoch in einzelnen Teilen auch unterschiedlich genutzt wird, könnte durch den Einsatz eines Modells auf verschiedenen Plattformen untersucht werden, inwiefern sich die Kommunikation einer Organisation auf den verschiedenen Plattformen unterscheiden kann.



Caroline Boretzki, Master of Science in angewandter Kognitions- und Medienwissenschaft


„Spieglein, Spieglein an der Wand - Zum Einfluss des Social Media-Kanals auf die Wahrnehmung von Brand Personality“ (Master Thesis)

[xing.com/profile/Caroline_Boretzki](https://www.xing.com/profile/Caroline_Boretzki)



GRÜSSE AUS DER GOLTZSTRASSE

Professor H. W. Schmitz vor »seinem« Baum in der Goltzstraße in Berlin-Schöneberg.
NEK überreichte das Geschenk im Anschluss an seine Abschiedsvorlesung
am 18. Juli 2013.



NEK-Mitglied Maximilian Krug stellt sich vor – In die Kommunikationswissenschaft hat mich der klassische „Irgendwas mit Medien“-Ansatz geführt. Meine Interessen als Jugendlicher reichten vom Filme machen über das Internet erkunden bis hin zum Journalismus und ich war mir ziemlich sicher, dass ich genau in dieser Schnittmenge meinen späteren Beruf finden würde.

Also habe ich mich an der Uni Erfurt für Kommunikationswissenschaft eingeschrieben, Germanistik dazugepackt (Lesen macht schließlich Spaß) und bin dann mit einem riesigen Rucksack, einer Gitarre und einem Holzschlitten nach Erfurt gezogen. Dort habe ich schnell zwei Sachen gelernt: Erstens, dass man in Erfurt viel schlech-



DER KLASSISCHE IRGENDWAS MIT MEDIEN-ANSATZ

»Meine Interessen als Jugendlicher reichten vom Filme machen über das Internet erkunden bis hin zum Journalismus und ich war mir ziemlich sicher, dass ich genau in dieser Schnittmenge meinen späteren Beruf finden würde«

ter rodeln kann als in meiner hügeligen Heimat und zweitens, dass die Mischung aus Linguistik und Kommunikationswissenschaft viel spannender war, als ich mir je hätte vorstellen können. Das Interesse für das soziale Miteinander von Menschen, die medial vermittelte Kommunikation und später besonders die interaktiven Ausformungen in Face-to-Face-Interaktionen haben meine Studienschwerpunkte auch im Master an der WWU Münster maßgeblich mitbestimmt.

In Essen führe ich diesen Kurs konsequent seit Mitte 2015 weiter. Meine Daten sind größtenteils keine Fragebögen, Interviews oder Audioaufnahmen mehr, sondern Videoaufzeichnungen natürlicher Interaktionen, die ich mir sozusagen mit der Analysebrille auf das Zusammenwirken von Sprache, Gestik, Mimik, Körperbewegung etc. im situativen Vollzug anschau. Den Teilnehmern meiner Aufnahmen setze ich ebenfalls Brillen auf – sogenannte Eye-Tracking-Brillen, die präzise den Blick eines Menschen aufzeichnen. Zu sehen, wie viele Blicke wir Menschen benötigen, um selbst ganz alltägliche Situationen erfassen zu können, ist jedes Mal wieder spannend. Besonders interessant wird es aber immer dann, wenn Menschen zusammenarbeiten müssen, um ein bestimmtes Projekt zu stem-

men wie bei der Inszenierung eines Theaterstücks. Deshalb habe ich die komplette Produktion eines Theaterstückes an einem Stadttheater in NRW mit vier Kameras und zwei Eye-Tracking-Brillen begleitet. Herausgekommen sind dabei 200 Stunden Videomaterial, das eine spannende Datengrundlage für meine Dissertation bildet.

Diese Videodaten zu synchronisieren und für eine Analyse aufzubereiten, geht dank der modernen Schnittrechner am Institut flott von der Hand. Damit das auch so bleibt, Sorge ich als „Videobeauftragter“ dafür, dass die neuste Software installiert wird und Schnitt- und Kameratechnik in Schuss sind. Zusätzlich fertige ich für Studierende und auch Mitarbeiter kurze Videoanleitung an, die bei der wissenschaftlichen Arbeit mit Videodaten praktische Hilfen an die Hand geben sollen. Wie das funktioniert, bekomme ich in meinen im Schnitt zwei Lehrveranstaltungen im Jahr mit und motiviert mich ungemein weiterzuarbeiten und die Videos zu verbessern.

Wenn mich früher jemand gefragt hätte, ob ich mir vorstellen könnte, einen wissenschaftlichen Weg einzuschlagen und an einer Uni zu arbeiten, hätte ich vermutlich den Kopf geschüttelt. Dabei ist das, was ich heute mache, gar nicht so verschieden von der Schnittmenge, in der ich als Jugendlicher meinen Beruf vermutet habe: Ich produziere heute mehr Videos, als ich jemals gedacht hätte, durchforste das Internet auf der Suche nach Artikeln oder Daten und schreibe Texte, die öffentlich rezipiert werden. Deshalb arbeite ich gerne in der Kommunikationswissenschaft und finde es toll, dass das NEK mit dem nekmag sich darum bemüht, die vielfältigen Lebenswege und Anwendungsbereiche der Kommunikationswissenschaft zu zeigen und zusammenzubringen.

i

Maximilian Krug, NEK-Mitglied seit 2016, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft.

»Ich habe die komplette Produktion eines Theaterstückes mit vier Kameras und zwei Eye-Tracking-Brillen begleitet. Herausgekommen sind dabei 200 Stunden Videomaterial, das eine spannende Datengrundlage für meine Dissertation bildet.«

»EIN STUDIUM SOLL BILDEN, NICHT AUSBILDEN«

Lars Gräßer, Pressesprecher des Grimme-Instituts, über moderne Pressearbeit, den Nutzen eines Kowi-Studiums und den Stellenwert von Netzwerken.

Du bist seit Mai 2015 Pressesprecher des Grimme-Instituts. Die Position gab es in den vergangenen Jahren nicht. Wie hat sich das ergeben?

Es gab natürlich auch vorher schon intensive Pressearbeit bei uns. Mit dem Antritt der neuen Direktorin Dr. Frauke Gerlach wurden dann aber die Strukturen professionalisiert. In diesem Zuge sollte auch die Außen- und Innenkommunikation verbessert werden und so wurde diese Stelle als Pressesprecher geschaffen. Ich bin in dieser Funktion allerdings nur in halber Stelle tätig. Die übrige Zeit arbeite ich weiterhin als wissenschaftlicher Mitarbeiter, bin für die Grimme-Akademie unterwegs, den Grimme Online Award und die Medienbildung.

Wie sieht dein Aufgabenfeld aus? Gibt es einen typischen Tagesablauf?

Eher nicht. Dafür sorgt allein schon die Zweiteilung meiner Aufgaben. Als Pressesprecher bin ich vor allem ‚rund um‘ die Preise aktiv, zu denen neben dem Grimme Preis für Fernsehsendungen und –leistungen auch der Grimme Online Award sowie der Deutsche Radiopreis gehören. Darüber hinaus fungiere ich als eine Art Kommunikationsdrehscheibe und Ansprechpartner für Presse- oder besser Medienanfragen aller Art – immer in enger Abstimmung mit meiner Chefin. Eigentlich kommt da immer irgendwas, mal geht es um YouTube, mal um den 1000. Tatort, mal um Fragen der Kompetenzentwicklung. Darüber hinaus relaunchen wir im Moment unsere Website, die interaktiver und vor allem moderner gestaltet werden soll. Meine Aufgabe ist zukünftig dann die eines Online-Chefredakteurs und sicher auch die eines Motivators – die jeweiligen Seiten füllen die Abteilungen dann vielfach selbst mit Inhalt.



Du hast zuvor beim Europäischen Zentrum für Medienkompetenz (ecmc) als Projektmanager gearbeitet, warst in der Unternehmenskommunikation bei Hochtief und der Essener Verkehrsbetriebe tätig. Zwischenzeitlich hast du auch einige Zeit als Werbetexter aktiv und als freier Journalist. Hattest du bei deinen Stationen ein Ziel vor Augen?

Das hat sich eher so ergeben: Vor meinem Studium habe ich in der Gastronomie gearbeitet, war – dann bereits im Studium – im Eventbereich tätig und bin darüber in die klassische PR und den journalistischen Bereich gekommen. Ergo habe ich mich in verschiedenen Jobs ausprobiert. Bei den Essener Verkehrsbetrieben konnte ich das journalistische Handwerk lernen, aber auch viel über PR. Später dann bei Hochtief kam das Texten fürs Web oder für Prospekte. Aber es waren auch mal Reden darunter. Journalistisch war ich zudem online unterwegs dazu. Das klingt ganz zielgerichtet, aber mit 30 hatte ich – trotzdem – viele schlaflose Nächte, war unsicher: was wird aus mir? Dann ergab sich der Job beim ecmc, also schon mal Marl als Arbeitsplatz. Hier stand im Vordergrund der Aufbau und die Pflege eines Bildungsnetzwerks, viele Events, aber auch das Texten von Broschüren, Artikeln und anderem mehr. Dass ich schlussendlich beim Grimme-Institut landen würde, war da allerdings noch nicht abzusehen, freut mich aber nach wie vor.

Das Grimme-Institut versteht sich als Forum für die kommunikationspolitische Debatte in Deutschland und leistet medientheoretische und medienpraktische Bildungsarbeit. Welche Themen beschäftigen euch zurzeit?

Die Themenpalette, die das Grimme-Institut bedient, ist sehr breit. Unser Fokus liegt dabei immer auf Qualitätsbewertung und Kompetenzentwicklung, die wir über unsere Preise und die Medienbildung abbilden. Aktuell beschäftigen wir uns vor allem mit den Themen Migration, Migranten und Medien, Frauen und Medien, Games oder Big Data. Aber auch Hate Speech und andere Folgen der Digitalisierung sind wichtige Felder. Und wenn in der ersten Jahreshälfte die Preise dran sind, stellt sich die Frage: Was wird produziert?

Das Institut steht für qualifizierte Bildungsangebote für Medien-Praktiker und breite Kreise der Gesellschaft – gibt es schon Kontakt zur KoWi in Essen?

Nur punktuell, obwohl viele unserer gut 20 festen Mitarbeiter – abseits der Preise, da sind wir mehr – in Essen Kowi studiert haben. Es gibt also durchaus Anknüpfungspunkte an die Hochschule. Richtig institutionalisiert haben wir im Moment aber nur Kontakt zur Uni Köln, mit der wir das Grimme-Forschungskolleg an der Universität zu Köln gegründet haben und dadurch zahlreiche Projekte verbunden sind.

Inwieweit ist dir die Ausbildung in Essen für deinen jetzigen Job eine Hilfe? Was genau kannst du anwenden?

Ein Studium soll ja bilden, nicht ausbilden. Insofern muss eine Uni nicht konkret auf die Arbeitswelt vorbereiten – meine Meinung. Versucht sie das, geht es häufig schief. Umgekehrt sollte sie sich aber auch nicht von der Arbeitswelt abkoppeln. Was habe ich an der Uni gelernt? Ich denke grundsätzlichere Arbeitssystematiken – etwa das Erschließen von Themen. Das hilft mir bis heute. Außerdem ist es erstaunlich, wie viele Ideen von damals nach wie vor eine wesentliche Rolle spielen. Professor Dr. Jürgen Klüver zum Beispiel hat damals schon die Simulation sozialer Systeme vorgedacht und auch -gemacht. Wenn ich sehe, was sich zum Beispiel im Games-Bereich tut, muss ich oft daran denken. Simulationen sozialer Systeme sind hier nach wie vor Thema.

Du bist immer noch NEK-Mitglied. Warum ist dir der Kontakt zur Hochschule weiterhin wichtig?

Ich spüre eine alte Verbundenheit zu meiner Zeit in Essen. Über NEK erfahre ich, was sich dort tut, wie sich der Studiengang entwickelt und welche Themen heute besprochen werden. Ich nutze das Netzwerk manchmal auch, um Stellen anzubieten. Ohne Netzwerk geht eigentlich gar nichts. Ich bin deshalb aus Überzeugung im NEK. Bei Veranstaltungen war ich auch mehrfach, habe es aber in den letzten Jahren immer seltener geschafft, weil ich nach Köln gezogen bin. Vielleicht sollte ich mich mal wieder blicken lassen.



Lars Gräßer, geb. 1969, NEK-Mitglied seit 2003, studierte an der Universität Essen Kommunikationswissenschaft, Politikologie und Philosophie. Während des Studiums war er im Eventbereich tätig, sammelte journalistische Erfahrungen und war in der Unternehmenskommunikation beschäftigt. 2002 kam er zum Europäischen Zentrum für Medienkompetenz (ecmc), welches 2010 mit dem Grimme-Institut fusionierte. Hier war er zunächst im Bereich Medienbildung/Medienkompetenz aktiv, 2014 ist der Grimme Online Award sowie die Grimme-Akademie als Betätigungsfeld hinzugekommen. Schwerpunktmäßig kümmert er sich seit April 2015 als Pressesprecher um die Presse-/Öffentlichkeitsarbeit. Er ist Mitglied im Redaktionsbeirat der Verbandszeitschrift des Deutschen Volkshochschulverbandes (DVV) „dis.kurs“ und bloggt im „quergewebt“ Blog des Grimme Online Award. Lars Gräßer ist Autor zahlreicher Ausgaben der Broschürenreihe IM BLICKPUNKT, schreibt Fachartikel und hat bereits zahlreiche Bücher herausgegeben, zuletzt „Einfach fernsehen? Zur Zukunft des Bewegtbildes“, zusammen mit Aycha Riffi. Sie hierzu auch nekmag 1/2014, S. 23-25. Im Erscheinen ist aktuell ein Buch zu Online Hate Speech, wieder zusammen mit Aycha Riffi.



NEK STELLT VOR:

PROF. KAROLA PITSCH

Text: Markus Hülbusch

Schon vor der Einführung des BA-Studiengangs und der Re-Akkreditierung des Master-Studiengangs in der Essener Kommunikationswissenschaft trat Professorin Karola Pitsch ihre Stelle an. Nachdem eine der vormaligen vier Professuren in unserem Fach durch das Rektorat gekappt worden war und die Essener KoWi sich neu aufstellen musste, konnte sie gemeinsam mit Professor Jens Loenhoff und der Kustodin Dr. Karin Kolb „unserem Fach“ einen neuen Zuschnitt geben.

Sie bekleidet dabei die Professur für Interpersonale Kommunikation mit den Schwerpunkten Gesprächsanalytische Methoden (multimodale Interaktionsanalysen) und Kommunikation unter den Bedingungen kultureller und sozialer Heterogenität. Genauer zu ihren Forschungsprojekten finden Sie weiter unten, zuerst sei ein Blick auf ihre Vita geworfen.

Frau Pitsch absolvierte das Studium der Fächer, Französisch, Geschichte, Linguistik, Germanistik und Erziehungswissenschaft für das Lehramt an der Universität Bielefeld, was sie mit dem Staatsexamen in Geschichte und Französisch abschloss. Während eines Auslandsjahres erwarb sie außerdem die Licence im Fach Lettres Modernes (äquivalent zum BA) an der Université Paris IV Sorbonne. Es folgte 2006 die Promotion im Fach Linguistik an der Universität Bielefeld zum Thema: Sprache, Körper, Intermediäre Objekte: Zur Multimodalität der Interaktion im bilingualen Geschichtsunterricht, für die sie den Dissertationspreis Linguistik der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft erhielt.

Es folgten weitere Auszeichnungen u.a. in Form von Fellowships, die es ihr ermöglichten, ihre Forschungsvorhaben an den prominentesten Einrichtungen welt-

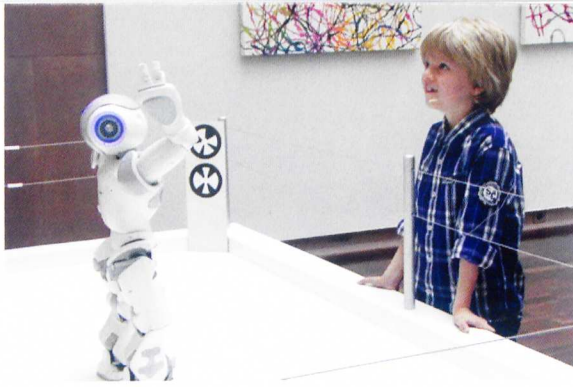
weit voranzutreiben. Unter anderem studierte sie bei den Goodwins und Schegloff an der UCLA und arbeitete bei Christian Heath am King's College in London.

Nach diesen Jahren, in denen sie sich fast ausschließlich der Forschung widmete, trat Frau Pitsch in Essen ihre erste Professur an. Sie ist mit großem Enthusiasmus in die Lehre gestartet, den auch die Studierenden wahrnehmen.

In der Essener KoWi hat Frau Pitsch in diesem Jahr ein Methoden-Lab eingerichtet, in dem verschiedene Setups für empirische Studien aufgebaut werden können. Es verfügt über die Möglichkeit, flexible Raum-Arrangements zu schaffen, eine Traverse unter der Decke erlaubt das Anbringen von Kameras etc. von oben, und auch die Beleuchtung ist variierbar. Dieses dient nicht nur als Basis für die Forschung ihrer Arbeitsgruppe, sondern auch Studierende können darin selbst verschiedene Settings ausprobieren und die Erforschung von Alltagskommunikation „im Feld“ nun auch durch kleine semi-experimentelle Video-Studien ergänzen und verschiedenartige kommunikationswissenschaftliche Analyseverfahren üben. Darüber hinaus konnte Frau Pitsch durch ihre Berufungsverhandlungen zwei hochmoderne, mobile Eyetracking-Brillen mit entsprechender Analyse-Software anschaffen, an deren Nutzung auch Studierende in entsprechenden Seminaren herangeführt werden.

So kann die Multimodalität der Interaktion mit neuartigem Detaillierungsgrad erforscht werden, was einen der Schwerpunkte der Professur von Frau Pitsch darstellt. Multimodalität spielt eine sehr große Rolle auch bei der Untersuchung von Mensch-Roboter-Interaktion (HRI). In ihren miteinander gekoppelten Projekten „Interaction & Space“ (Volkswagenstiftung) und „Incrementality in HRI“ (Exzellenzcluster „Cognitive Interaction Technology, Bielefeld“) untersucht eine Gruppe von Interaktionsforschern und Informatikern gemeinsam, wie Menschen auf Interaktionsangebote von Robotern eingehen und wie die wechselseitige Handlungskoordination dieser unterschiedlichen Interaktionspartner funktionieren kann. Dieses Projekt läuft in Kooperation mit der Kunsthalle Bielefeld und dem Historischen Museum in Bielefeld. Der Roboter hat dabei die Aufgabe des Museumsführers. Er kann selbst aktiv werden, die Interaktion muss also nicht vom Besucher initiiert werden.

Wie schon in der ethnografischen Forschung des letzten Jahrhunderts wird hier ein Schwerpunkt auf die Analyse der Eröffnungssequenz gelegt. Wie wird die Wechselseitigkeit von Wahrnehmung hergestellt und kontrolliert? Wann wird der Roboter als Kommunikationspartner angenommen?



Ein anderer Aspekt der Handlungskoordination wird durch die Frage: Wie kann der Roboter mit Referenzierungsproblemen umgehen? eröffnet. Zum Beispiel, wenn er auf ein Bild zeigt, seine Position in Richtung des Exponats ausrichtet, die menschlichen Interaktanten ihren Blick jedoch gar nicht erst vom Roboter abwenden oder in eine andere Richtung wenden als die, in die der Roboter weist. Wie kann der Roboter den Erfolg oder Misserfolg seines Verweissens auf das Exponat messen? Und soll er einem desorientierten Besucher ggf. einen zweiten Hinweis auf das Objekt anbieten? – Wenn solche Beobachtungs- und Entscheidungsaufgaben in ein technisches System implementiert werden sollen, stellt das die analytische und konzeptuelle Beschreibung von Kommunikation vor eine Reihe neuer Herausforderungen. In diesem Sinne wird die Mensch-Roboter-Interaktion für Frau Pitsch zu einem neuartigen Instrument für die multimodale Kommunikationsforschung.

Ein weiteres großes Projekt, das Frau Pitsch mitgebracht hat, ist das vom BMBF geförderte KOMPASS. Die Forschungen in diesem Projekt beziehen sich auf das Forschungsfeld soziale Diversität und widmen sich unter anderem den Fragen: Was ist Unterstützung für Senioren und für Menschen mit kognitiven Einschränkungen? Was kann Technik in diesem Zusammenhang leisten?“

Das Setting ist hier bestimmt vom menschlichen Alltag. Im fortgeschrittenen Alter ebenso wie bei jungen Menschen mit kognitiven Einschränkungen stellt es oftmals eine Herausforderung dar, sowohl eine geregelte Tagesstruktur als auch soziale Kontakte aufrecht zu erhalten. Daher wird im Projekt-Team – das neben der KoWi auch aus Informatikern, Sozialpsychologen, Juristen und Mitarbeitern einer großen Betreuungseinrichtung besteht – erforscht, inwieweit ein Embodied Conversational Agent als Tagesbegleiter eingesetzt werden kann. Das Team von Frau Pitsch untersucht dabei, die im Sinne einer ‚Fokussierten Ethnographie‘ die Alltagsinteraktionen der anvisierten Nutzergruppen, erprobt das kommunikative Verhalten des Virtuellen Agenten ‚Billie‘ und wird zum Projektende eruieren, inwieweit ein solches technisches System im Alltag der Nutzer bestehen und kann und wie es möglicherweise die kommunikativen Strukturen und Ökologie des Alltagssettings verändert.

Es weht also ein frischer Wind durch die KoWi-Gänge, der den Schweißgeruch vom Tauziehen um das Bestehen des Fachs verdrängt. In diesem Sinne: Glück auf!



Von Abstauberbabys, Nicht-Stillerrinnen und Möhrchenbreiexplosionen hat unsere Heldin noch nie gehört, als sie auf dem Teststäbchen die berühmten blauen Streifen entdeckt. Doch während ihr Bauch unaufhaltbar anschwillt, ahnt sie: Mutter werden ist nichts für Anfänger! Hals über Kopf stürzt sie in eine Welt von Neumamas und Supermuttis und stellt sich dabei tapfer allen Herausforderungen: Kind UND Kinderwagen die Treppe hinuntertragen (ohne einen Herzinfarkt zu bekommen), begeistert am nach Windeln muffelnden Pool beim Babyschwimmen zusehen – und der größten Mutprobe ihres Lebens: Das Baby dem Neupapa überlassen. Eine liebende Mama packt aus...

»Das Möhrchen-Massaker« **Berit Hullmann** ist ein lustiges Buch über die erlebnisse einer jungen Mutter vom positiven Schwangerschaftstest bis zum ersten Geburtstag der Tochter.

Die Autorin ließ sich dabei von ihren eigenen Erfahrungen als junge Mutter inspirieren.

Das Buch ist im Blanvalet Taschenbuch Verlag erschienen und kostet 8,99 Euro.

Mehr über die Autorin erfahrt Ihr auch in ihrem Blog unter www.babyleaks.net



Markus Hülbusch, Mentoring-Koordinator in der Fakultät für Geisteswissenschaften, seit 2003 NEK-Mitglied und seit 2014 NEK-Vorstandsmitglied.

Berit Hullmann, NEK-Mitglied seit 2009, geb. 1981 in Essen, Bloggerin und Mutter von zwei Töchtern.

Bis zum NEKsten Mal!

